

betrachte. An Irigarays Lektüre der Marxschen Warenanalyse zeigt Soiland, wie Frauenkörper und -dasein hier nicht wie bei Butler als materialisierte Norm existieren, sondern als „Materialisierung der Beziehungen unter Männern, zu denen sie nicht in ein Verhältnis treten, sondern deren Verhältnis sie vielmehr *sind*.“ Soiland argumentiert für die Anerkennung dieses asymmetrischen Geschlechterbezuges in der „Infrastruktur“ der Kultur sowie in der herrschaftlichen, selbstidentischen Subjektposition, die es zu überwinden gilt.

Handelte es sich nun nicht um eine ausdrücklich sozialistische Zeitschrift, man wäre versucht, eine Rückkehr zu materialistischen Feminismen zu diagnostizieren. Dies deckt sich allerdings möglicherweise genauso wenig mit der Realität wie geschlechterpolitische Leitbilder mit der tatsächlichen Arbeitsteilung der Geschlechter. „Rhetorische Materialisierung“ also – analog zur „rhetorischen Modernisierung“ (A. Wetterer) – der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung? Vielleicht kann ebenso von einer ‚rhetorischen Kulturalisierung‘ der *Gender Studies* bis heute gesprochen werden. Im deutschsprachigen Raum hat sich die Diskussion möglicherweise, wie Purtschert andeutet, zu heftig an Butlers erstem Buch festgebissen, um zu sehen, dass immer noch und in zunehmendem Maße auch eine ökonomische Geschlechterproblematik oder besser: eine aus feministischer Sicht fatale Seite des Neoliberalismus gesehen wird. Natürlich wird diese nicht von der Rhetorik einer nur scheinbar an Gleichstellungspolitik interessierten Regierung, wohl aber weiterhin von feministischen Wissenschaftlerinnen bearbeitet, vor allem im sozialpolitischen Bereich. Es ist das große Verdienst dieses Heftes, zu zeigen, wie aus verschiedenen Perspektiven Feminismus Anschlüsse an Ökonomie und Politik bietet, aber auch, wie sich Theorie und Praxis verbinden lassen. Derart verschiedene Perspektiven in einem Band finden sich so selten in den Veröffentlichungen im Bereich *Gender Studies*, dass man ihn unbedingt als Seminarlektüre empfehlen möchte.

Jennifer Jäckel

Diskurstheorie versus Erfahrungsgeschichte: Eine überwundene Dichotomie in der Geschlechtergeschichte?

Marguérite Bos/Bettina Vincenz/Tanja Wirz (Hrsg.): *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte. Beiträge zur 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung 2002, Zürich 2004* (Chronos Verlag, 396 S., 32 €).

Im Fokus der 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung, die 2002 in Zürich stattfand, standen die Auseinandersetzungen um das Verhältnis von Erfahrung und Diskurs innerhalb der Geschlechtergeschichte. Joan Scott hatte diese Debatte 1991 mit ihrem Aufsatz „evidence of experience“ ausgelöst. Darin unterzog sie den

Begriff der Erfahrung einer scharfen Kritik zu Gunsten radikal diskurstheoretischer Ansätze. Sie forderte, wie Karin Cagnazzo in ihrem Aufsatz „„Staatsexamen 1937““ erinnerte Erfahrungen einer Ärztin“ im vorgestellten Band formuliert,

„dass die Erfahrung in der Geschichtswissenschaft nicht als ‚gelebte Realität‘ betrachtet werden solle, sondern dass die diskursive Bestimmtheit der Erfahrung miteinbezogen werden müsse.“ (S. 173)

Dass die Fragen nach dem Verhältnis von Diskurs und Erfahrung, der Verwendbarkeit und Ergiebigkeit des Erfahrungsbegriffs sowie den Inhalten dieses Begriffs immer noch aktuell sind, jedoch längst nicht mehr so hitzig und polarisierend debattiert werden wie noch zu Beginn der 1990er-Jahre, zeigt der vorliegende Sammelband. Die Herausgeberinnen Margu rite Bos, Bettina Vincenz und Tanja Wirz haben mit diesem Buch eine sehr spannende Aufsatzsammlung vorgelegt, welche die Bandbreite der vertretenen Forschungsrichtungen der eingangs erwähnten Tagung, ihrer methodologischen Überlegungen und auch ihrer Forschungsfelder und -arbeit aufzeigt.

Neben den vier Hauptreferaten von Barbara Duden, Kathleen Canning, Ute Daniel und Martin Dinges finden sich neunundzwanzig Workshopbeitr ge, eingeordnet in die fünf Themenkreise „Identität und Erfahrung“, „Erinnerte Erfahrung“, „Politisierbarkeit von Erfahrung“, „Am eigenen Leib: Körpererfahrung und Diskurs“ und „Geschlechterforschung und Wissenschaftspolitik in der Schweiz“.

Durchaus differente Ansichten kommen jedoch bereits in den beiden Aufsätzen von Barbara Duden und Kathleen Canning zum Ausdruck. Zwar sind sich beide darüber einig, dass die Debatte zu Beginn der 1990er-Jahre eine dichotomisierende Wirkung zeigte, die Ursachen hierfür und daraus erwachsene Konsequenzen werden jedoch sehr unterschiedlich beurteilt. Interessant ist dabei vor allem der jeweils durch die fachliche Ausrichtung bestimmte Zugang zur Thematik. Ute Daniels Beitrag liest sich im Vergleich dazu etwas leichter. Sie versucht konkrete Anregungen für erfahrungsgeschichtliche Methoden in der Frauen- und Geschlechtergeschichte zu geben. Ihr Aufsatz eignet sich aufgrund der verständlichen Sprache und systematisch hergeleiteten Thesen besonders gut als einführender Text in die Thematik. Der zur Frühen Neuzeit arbeitende Historiker Martin Dinges verfolgt ähnliche Fragen wie die zuvor genannten Autorinnen, verweist aber auf ihre Bedeutung innerhalb der *neuen M nnerggeschichte*. In ihrer Zusammenkunft bieten diese vier Beiträge einige interessante, wenn auch nicht immer ganz neue Anregungen.

Die Workshopbeitr ge ergänzen diese methodischen Einführungen um die Ergebnisse verschiedener Arbeiten von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwartsgeschichte. Die Anzahl der Arbeiten zum 18. und 19. Jahrhundert f llt dabei leider etwas gering aus. So gibt es nur zwei Aufsätze zu Themen des 18. Jahrhunderts (von Claudia Althaus und Franz X. Eder) und fünf zu Themen des 19. Jahrhunderts (von Elisabeth Frysak, Karoline Grossenbach, Barbara Orland, Sabina Roth und Erika Hebeisen). Gründe hierfür liegen zum Teil in den Themenschwerpunkten der Workshops, denn „Erinnerte Erfahrung: Lebensgeschichten und Oral History“ bie-

tet sich nicht an für Arbeiten vor 1900. Die hierunter subsumierten Beiträge zeigen dafür die Bandbreite der Überlegungen zur Oral History innerhalb der Geschlechtergeschichte und bieten sich beispielsweise als Einstiegslektüre für Seminare an.

Die Beiträge zu „Identität und Erfahrung“ sind breit gefächert. Claudia Althaus beschäftigt sich mit dem Begriff des Traumas, seiner Geschichte und Wandlung und schließlich der aktuellen Verwendung im Kontext von Forschungen zu Generationendiskursen. Die Bewältigung von Traumata im Kontext der Schoah steht im Zentrum des Beitrags von Birgit Seemann. Sie untersucht beispielhaft die Biografie der Schoah-Überlebenden Jeanette Wolff. Helke Dreier und Corinna Heipcke beschäftigen sich mit einem ganz anderen Feld. Sie fokussieren die Zusammenhänge von Zugehörigkeit und Erfahrung am Beispiel edierter Briefe der Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt. Mit Feldpostbriefen indischer Soldaten des ersten Weltkriegs arbeitet Christian Koller. Er untersucht die Konstruktion von Männlichkeit und Fremdheit in diesen Dokumenten. Innerhalb dieser Gruppe fallen zwei Aufsätze besonders auf. Zum einen Myriam Spörris „N.O.Body: Kein Körper – keine Erfahrung?“ und zum anderen Marianne Weissbergs „Chutzpe Lady dank Frauenliteratur? Oder: Werden wir, was wir lesen?“. Spörris Beitrag hätte vielleicht besser zum Thema „Am eigenen Leib: Körpererfahrung und Diskurs“ gepasst. Dass hierunter jedoch elf andere Beiträge versammelt sind, zeigt deutlich, wo die Schwerpunkte in der schweizerischen Geschlechtergeschichte liegen. Weissbergs Text überrascht zunächst durch seinen offenen und dem akademischen Sprachgebrauch trotzen Stil. Daneben arbeitet Weissberg jedoch mit einem wenig hinterfragten Begriff ‚Frau(en)‘. So schreibt sie zu Beginn:

„denn viele populäre amerikanische Autorinnen (...) rücken die Frauen, und damit also sich selber, ganz in den Mittelpunkt ihrer Bücher, werden von ihnen – uns – gelesen und bringen, so bin ich überzeugt, eine ganz spezielle Seite in uns Leserinnen zum Klingen.“ (S. 147)

Wer „die Frauen“, also das den Autorinnen entsprechende ‚wir‘ sein soll, verrät Weissberg nicht und zeigt damit eine erstaunliche Resistenz gegenüber konstruktivistischen Ansätzen. Deutlich wird daran aber auch der mittlerweile schon viel diskutierte ‚Generationenkonflikt‘ zwischen Frauen- und Geschlechterforschung.

Welche Bedeutung ‚Erfahrungen‘ im Kontext von Politisierungen gewinnen, zeigen vier Beiträge, welche sich mit FrauenrechtlerInnen in Österreich (Elisabeth Frysak), Arbeiterinnen der Baumwollweberei in Lancashire nach 1900 (Jutta Schwarzkopf) und einer Umfrage zum Frauenstimmrecht in der Schweiz 1962 (Jolanda Cécile Schärli) beschäftigen. Die drei Autorinnen zeigen an unterschiedlichen Themen das Wirken von Erfahrungen und die Bedeutsamkeit von Differenzen innerhalb von Erfahrungen in Bezug auf die Politisierbarkeit von Frauenrechten auf. Der vierte hier zugeordnete Beitrag zu Söhnen und Vätern in der BRD nach 1945 stammt von Peter Schulz-Hageleit. Er verdeutlicht leider allzu gekonnt, dass der Einwurf, unter dem Begriff ‚Geschlechterforschung‘ werde erneut Raum geöffnet für eine Geschichtsforschung, welche „Frauen“ ausblende, seine Berechtigung hat. Schulz-Hageleit kommt nur im vorletzten Satz auf die Idee, dass die deutsche NS-Vergangenheit keine reine ‚Männersache‘ ist. Dass dieser Satz jedoch ebenfalls

die Töchter ausblendet und mit bedenkenswerten Bildern arbeitet, ist kaum zu übersehen:

„Ebenso wichtig, ja vielleicht noch einflussreicher, sind die Mütter, die, wenn sie nationalsozialistisch überzeugt waren, ihren Kindern massive Beziehungsstörungen schon mit der Muttermilch einflössten und damit für spätere Bearbeitungen der ‚Gefühlserbschaften‘ eine denkbar ungünstige Ausgangslage schufen.“ (S. 249)

Dass letzten Endes doch wieder *die Mütter* „schuld sind“ und die „Muttermilch“ als Gift erscheint, ist ein altbekanntes Bild (S. 243). Seinen Ansatz zum „Durcharbeiten“ der „Geschichte in uns“ (Ebd.) führt er leider auch nur oberflächlich und methodologisch wenig überzeugend aus. So gehen einige seiner durchaus ertragreichen Überlegungen in sehr zweifelhaften Thesen unter.

Glücklicherweise schließen sich im letzten, bisher nicht besprochenen Feld zu „Körpererfahrung und Diskurs“, keine weiteren so kritisch zu betrachtenden Texte mehr an. Ganz im Gegenteil gestaltet sich insbesondere dieser Teil zu einer wahren Lesefreude. So werden (zum Großteil medizingeschichtlich orientierte) Forschungsarbeiten vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart vorgestellt. Die Themen sind dabei breit aufgeteilt. So schreibt Franz X. Eder zum Onaniediskurs im 18. Jahrhundert, Karoline Grossenbach über Religionswahnsinn im frühen 19. Jahrhundert und Karen Nolte diskutiert Ansätze patientenzentrierter Geschichtsforschung innerhalb der Medizingeschichte. Katharina Bieler beschäftigt sich mit durch Berufskrankheiten bedingten Erfahrungen des Scheiterns zu Beginn des 20. Jahrhunderts und Barbara Orland analysiert das Zusammenwirken von Wissenschaft, Ökonomie und Erfahrung am Beispiel des Diskurses um Säuglingsernährung. Ein weiterer medizingeschichtlich orientierter Beitrag von Sabina Roth untersucht, wie Frauen und Männer in den 1860er-Jahren Erfahrungen mit Schroths Naturheilverfahren sammelten. Der einzige Beitrag zur amerikanischen Geschichte kommt von Barbara Lüthi. Sie rekonstruiert den medizinischen Diskurs zu EinwandererInnen in den USA um 1900. Dabei beschäftigt sie sich insbesondere mit osteuropäischen jüdischen ImmigrantInnen. Ihre Ergebnisse ergänzen bisherige Arbeiten zu den New Immigrants und dem medizinischen Diskurs um Zuwanderung um wichtige Details und die Rolle von amerikanischen Hilfsorganisationen, lassen jedoch erstaunlicherweise eine Differenzierung zwischen Rassismen und Antisemitismen missen. So benennt sie einen Abschnitt „Der medizinische Blick im Kontext von ‚race‘ und ‚gender‘“ (S. 326). Obwohl beide Fallbeispiele, anhand derer sie ihre Ergebnisse präsentiert, jüdische MigrantInnen betreffen und sie insbesondere auf den Diskurs um jüdische ImmigrantInnen eingeht, taucht der Begriff Antisemitismus nicht einmal in ihrem Aufsatz auf. Mit einem ganz anderen Thema beschäftigt sich Elsbeth Kneuper. Sie untersucht, den Methoden der ethnologischen Diskursanalyse folgend, die aktuellen Interpretationen von Abgängen in frühen Schwangerschaften. Ebenfalls ein nicht so weit zurückreichendes Thema beschäftigt Marilène Vuille. Sie geht in ihrem französischsprachigen Aufsatz der Frage nach, ob die in den 1950er-Jahren eingeführte Methode der schmerzfreien Geburt (*l'Accouchement Sans Douleur*, ASD) eine kollektive Erfahrung von Frau-

en darstellt. Die letzten beiden Artikel des Themenkomplexes „Körpererfahrung und Diskurs“ beschäftigen sich mit der Erfahrung von Tod und seiner Interpretation innerhalb pietistischer Glaubensvorstellungen um 1800 (Erika Hebeisen) und dem Diskurs um die Kleidervorschriften für den schweizerischen Frauenhilfsdienst im Zweiten Weltkrieg (Regula Stämpfli).

Einen gelungenen Abschluss bilden die letzten drei Aufsätze zur „Geschlechterforschung und Wissenschaftspolitik in der Schweiz“. Diese beschäftigen sich mit der jüngsten Vergangenheit und der aktuellen Situation der Geschlechterforschung in der Schweiz. Béatrice Ziegler verknüpft in ihrem Beitrag „Schweizerische Geschlechtergeschichte im Spiegel. Die ersten zehn ‚Historikerinnentagungen‘ (1983-2000)“ die Entwicklung der Frauen- und Geschlechtergeschichte in der Schweiz mit der Geschichte von Frauenrechten. Ihre Reflektionen über die 11. Schweizerische HistorikerInnentagung verweist ebenfalls auf die thematischen Lücken, die es zu schließen gilt. So seien zu wenige Forschungen zu nicht-schweizerischen Themen in der Neuesten Geschichte und insgesamt zu wenig Arbeiten zur Frühen Neuzeit vertreten gewesen. Gleichzeitig liefert sie aber auch Begründungen für neue Schwerpunktsetzungen, welche wie bereits oben gezeigt auch im vorliegenden Band zu bemerken sind. Die folgenden Beiträge runden das Bild ab, indem sie die Situation der nachwachsenden Generation reflektieren und Vorschläge zur effektiven Nachwuchsförderung machen (Caroline Senn) sowie die alt bekannte Diskussion um die Institutionalisierung der *Gender Studies* aufgreifen (Nathan Stocher).

Alles in allem birgt dieser Sammelband viele aufschlussreiche Ansätze und Forschungsergebnisse. Aufgrund der inhaltlichen Bandbreite findet sicherlich JedeR, die oder der sich mit Frauen-, Geschlechter- und Männergeschichte beschäftigt, ‚verwertbare‘ Anregungen. Gleichzeitig macht der Band Lust auf produktive Auseinandersetzungen und hat damit schon ein großes Ziel, an dem wissenschaftliche Literatur nur allzu oft vorbeischlittert, erreicht. Auch wird deutlich, dass aus der einst verbittert geführten Debatte um Joan Scotts Kritik am Erfahrungsbegriff eine eher lebhaft und konstruktive Diskussion geworden ist, die zu führen sich allemal lohnt. Aufgrund des (berechtigten) Preises sollten zumindest die in Frage kommenden Bibliotheken diese Anschaffung vornehmen und den Sammelband somit einem breiten Publikum zugänglich machen.